

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Naturkunde

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Werner Klohn

Die ökologische Bedeutung der Kleinstwälder und Gehölze in der Dämmerniederung

Die Dämmerniederung ist nicht nur für den Fremdenverkehr dieses Raumes von großer Bedeutung, sie hat auch wichtige ökologische Funktionen — insbesondere für die Erhaltung der Vogelwelt — zu erfüllen. Sie ist daher in Teilbereichen nach der sogenannten RAMSAR-Konvention als „Feuchtgebiet von internationaler Bedeutung“ ausgewiesen worden.

Die in jüngster Zeit immer deutlicher hervortretenden Nutzungs- und Interessenkonflikte zwischen der Landwirtschaft, dem Naturschutz, dem Tourismus und weiteren Interessengruppen erfordert eine detaillierte Analyse der Nutzungsmöglichkeiten aber auch der Belastungsgrenzen der Dämmerniederung. Die unterschiedlichen Interessen müssen gegeneinander abgewogen und in den einzelnen Teilräumen die jeweils beste Nutzungsmöglichkeiten gefördert werden. Es kann auch notwendig sein, in einzelnen Teilräumen bestimmte Nutzungen, die negative Auswirkungen bewirken würden, zu untersagen.

In diesem Zusammenhang ist auch die Kenntnis der Verbreitung, Struktur und Funktion der Waldbestände in der Dämmerniederung notwendig, doch lagen darüber bisher keine Erkenntnisse vor.

In diesem Beitrag soll aufgezeigt werden

- welcher Größenordnung die Waldbestände in der Dämmerniederung zuzuordnen sind,
- welche verschiedenen Typen von Beständen sich unterscheiden lassen und welche ökologischen Funktionen ihnen zukommen,
- wie sich der ökologische Wert vieler Bestände verbessern ließe,
- welche planerischen Konsequenzen in der regionalen Raumordnung abzuleiten sind.

Das Untersuchungsgebiet

Der Raum, der in diesem Beitrag näher betrachtet werden soll,

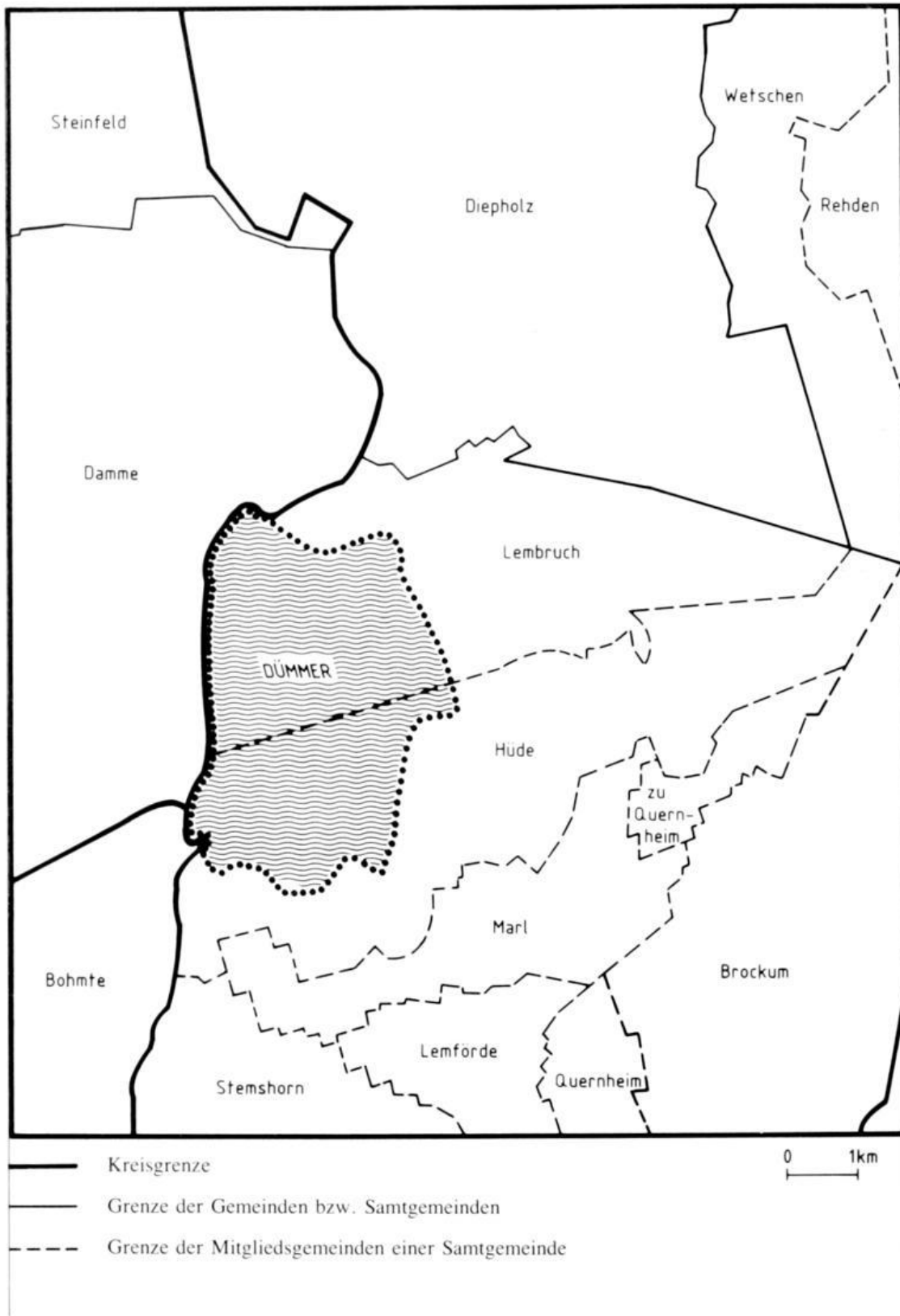


Abb. 1: Das Untersuchungsgebiet

wird wie folgt begrenzt: im Westen durch die Dammer Berge, im Süden durch den Stemweder Berg, im Norden durch die Stadt Diepholz und im Osten durch das Oppenweher Moor und das Geestmoor.

Das Untersuchungsgebiet erstreckt sich somit über mehrere Gemeinden (Abb. 1).

Wie aus Tab. 1 ersichtlich, handelt es sich um einen Raum extremer Waldarmut, wie die Werte für die Gemeinden Hüde, Marl, Stemsborn und Lembruch zeigen. Die relativ hohen Bewaldungspro-

Tab. 1: Waldverteilung in den Gemeinden des Untersuchungsgebietes

Gemeinde	nach Liegenschaftskataster Stand 31. 12. 79	
	Wald in ha	in % der Gesamtfläche
Landkreis Diepholz	16.988,1	8,6
Stadt Diepholz	457,7	4,4
<i>Samtgemeinde Altes Amt Lemförde</i>	735,0	6,7
Brockum	516,4	16,9
Hüde	35,0	1,4
Lembruch	5,3	0,2
Lemförde, Flecken	83,6	12,0
Marl	7,4	0,7
Quernheim	84,4	13,5
Stemsborn	2,9	0,3
<i>Samtgemeinde Rehden</i>	1.468,6	11,5
Rehden	183,9	5,5
Wetschen	179,7	7,2
Landkreis Vechta ¹⁾	10.337,7	12,7
Gemeinde Steinfeld ¹⁾	819,8	13,7
Stadt Damme ¹⁾	1.853,1	17,8
Landkreis Osnabrück		
Gemeinde Bohmte ¹⁾	1.161,3	10,5

1) Angaben für 1981 (berechnet nach: Statistik Niedersachsen, Bd. 363)

Quellen: Niedersächsisches Forstplanungsamt 1982, S. 10 und Statistik Niedersachsen, Bd. 363



Foto 1: Ein kleines Gehölz in der Dämmerniederung.

zente der Gemeinden Brockum, Quernheim und Lemförde sowie Steinfeld und Damme werden durch den Stemweder Berg und die Dammer Berge hervorgerufen.

Charakterisierung der Bestände

Viele der in der Dämmerniederung anzutreffenden Bestände nehmen nur sehr geringe Flächen ein (Foto 1) und sind daher nicht als 'Wald' zu bezeichnen.

Um begrifflich klare Zuordnungen zu ermöglichen, ist in Tab. 2 eine Abgrenzung von Wald- bzw. Baumbeständen nach ökologischen Gesichtspunkten vorgenommen worden.

Gemäß dieser Übersicht ist die große Mehrzahl der Bestände in der Dämmerniederung den Kategorien 'Kleinstwälder', 'Gehölze' oder 'Hofgehölze' zuzuordnen, da sie aufgrund ihrer geringen Flächengröße nicht die ökologischen Bedingungen eines 'Waldes' aufweisen.

Da die Hofgehölze eine Sonderform darstellen, sollte künftig von 'Kleinstwäldern und Gehölzen' gesprochen werden, wenn es zusammenfassend um den sogenannten 'Wald' in der Dämmerniederung geht.

Die jeweils vorherrschende Bestockung korreliert sehr stark mit den Standortbedingungen.

Auf den nassen, grundwasserbeeinflussten Hoch- und Niedermoorböden finden sich vornehmlich Birken und Erlen, die zumeist natürlich aufgewachsen, also nicht angepflanzt sind. Auf frischen Sandböden, Braunerden und Pseudogley-Braunerden überwiegen Eichen, trockene, nährstoffarme Sandböden werden von Eichen und Kiefern bestanden, die zumeist angepflanzt wurden. Die sehr trockenen, aus Flugsanddecken oder Dünen hervorgegangenen nährstoffarmen Sandböden sind fast ausschließlich mit angepflanzten Kiefern bestockt.

Bezüglich der Baumarten handelt es sich überwiegend um eine naturnahe oder natürliche Bestockung, was in ökologischer Hinsicht sehr zu begrüßen ist.

Typen von Kleinstwäldern und Gehölzen und ihre ökologischen Funktionen

Die Kleinstwälder und Gehölze unterscheiden sich voneinander bezüglich ihres Erscheinungsbildes, Standortes, ihrer Struktur und Funktion, so daß sich verschiedene ökologische 'Typen' ausgliedern lassen. Diese sollen im Folgenden kurz charakterisiert und mit ihren ökologischen Funktionen dargestellt werden.

Junge Birkenbestände

Auf tiefgründigen, nassen Hochmoorflächen wie z. B. im Haverbecker Moor südwestlich der Stadt Diepholz sind vielfach durch Samenflug spontan junge Birkenwälder aufgewachsen, die zumeist sehr licht und schwachwüchsig sind (Foto 2), was in dem sauren, nährstoffarmen Boden begründet liegt.

Diese Bestände sind wirtschaftlich nicht nutzbar und werden wegen ihrer abseitigen Lage, ihres feuchten Untergrundes und der Mückenplage auch von Spaziergängern nicht betreten. Daher konnte sich in ihnen die Bodenvegetation ungestört entwickeln, so daß diese Standorte ökologisch wertvolle Rückzugsgebiete (Refugien) für die Pflanzen- und Tierwelt darstellen.

In einigen Fällen wurde bis in die Nachkriegszeit kleinräumig Torf abgegraben, so daß ein unruhiges Relief entstanden ist, das auf engem Raum sowohl relativ trockene als auch sehr nasse Kleinstandorte für die Pflanzen bietet, wodurch der ökologische Wert zusätzlich erhöht wird.

Auch HEYDEMANN (1982, S. 930) weist auf den hohen ökologischen Wert junger Birkenbestände hin:



Foto 2: Schwachwüchsiger Birkenbestand im Haverbeker Moor.

„Gerade die Pionierphase der Birken, also Birkenbestände von etwa 1-5 m Höhe, haben einen besonders reichen Tierbesatz. Die Birkenarten gehören generell zu den für die phytophage Fauna bevorzugten Baumarten mit weit über 150 auf sie spezialisierten Tierarten.“

Wenn diese jungen Birkenbestände größere Flächen einnehmen, wie dies z. B. im Haverbeker Moor der Fall ist, haben sie auch eine wichtige Funktion als Rückzugsgebiet für das Wild, dem es in der waldarmen Dümmeriederung an Deckung fehlt.

Ältere Birkenbestände

Wenn sich die zuvor beschriebenen Birkenbestände über längere Zeit hinweg ungestört entwickeln können, entstehen gestufte, abwechslungsreiche Birkenwälder, die aufgrund ihrer inneren Vielfalt ökologisch sehr wertvoll sind. Die artenreiche Bodenvegetation und der vielfältige, gebüschartige Unterwuchs bietet auch den Tieren Schutz und Nahrung.

Da auch diese Bestände wirtschaftlich nicht genutzt werden, verbleibt Altholz an Ort und Stelle. Diese in Zersetzung begriffene 'Totholzsubstanz', die in unseren Wirtschaftswäldern (Forsten) häufig fehlt, ist Lebensgrundlage für viele Pilze und Kleintiere



Foto 3: Ein mit Rasen und Rhododendron unterpflanztes 'Hofgehölz'.

(vor allem Insekten), die ihrerseits Vögeln als Nahrung dienen. Durch das im Bestand verbleibende Altholz entstehen somit zusätzliche Kleinbiotope bzw. ökologische Nischen oder „Mikrostandorte“ (vgl. ODUM 1980, Bd. 1, S. 214-215), die den besonderen ökologischen Wert dieser Bestände ausmachen.

Wegen ihrer ausreichenden Flächengröße und inneren Vielfalt bieten diese Birkenwälder dem Wild in hervorragendem Maße Schutz und Deckung.

Ältere Birkenbestände des hier beschriebenen Typs finden sich besonders verbreitet im Bereich westlich des Dümmers, im Rüschorfer und Kemphausener Moor.

Hofgehölze

Verbreitet finden sich in der Dümmerniederung landwirtschaftliche Gehöfte, an die sich unmittelbar ein kleines Gehölz anschließt. Die Bestockung dieser Bestände variiert sehr stark. Einmal sind es die schnellwachsenden Pappeln, ein anderes Mal die immergrünen Fichten, die den Bestand prägen. Sehr häufig sind auch alte Eichenbestände anzutreffen.

Durch die unmittelbare Nähe zum Gehöft sind die Bestände vielfach durch menschliche Eingriffe erheblich verändert worden. Es

Tab. 2: Abgrenzung und Charakterisierung von Baumbeständen

Bezeichnungen	Wichtigste Charakteristika
Wald	vorherrschend sind Bäume, die eine Endgröße von 5 m erreichen können; sie bilden im Reifezustand Bestände, deren Schlußgrad bewirkt, daß ein Baum den Nachbarbaum im Luft- und Bodenraum noch eindeutig ökologisch beeinflusst
Kleinstwälder	nur auf kleinere Flächen beschränkte 'Waldinseln', in denen (zumindest im Kern) die Bedingungen des Waldes (ökologisch, pflanzensoziologisch) noch anzutreffen sind; der Einfluß der benachbarten Flächen ist nur in beschränktem Umfang bemerkbar, die für den Wald typischen Kreisläufe (Nährstoffe, Wasser) gehen noch weitgehend ungestört vor sich
Gehölze	Baum und Strauchbestände geringer Fläche, die Bodenvegetation ist von der des Waldes grundsätzlich verschieden, Ruderal- und Segetalarten sind anzutreffen und oftmals dominierend; der Einfluß benachbarter Flächen ist groß (Randwirkung); Nährstoff- und Wasserkreislauf unterscheiden sich von den im Wald ablaufenden Gesetzmäßigkeiten
Hofgehölze	typische, weitgehend anthropogen veränderte Baumbestände um einzeln stehende Hofstellen; eine echte Waldvegetation fehlt häufig, Bäume oftmals mit Rasen oder Zierbüschen unterpflanzt, dadurch 'parkähnlicher' Charakter
Gebüsche	niedrige (< 5 m Höhe) vorwiegend aus Sträuchern bestehende Formation
Hecke, Schutzstreifen	bandartige Flächenform, erhebliche menschliche Eingriffe (spezielle Pflegemethoden); das Freilandklima ist bestimmend, besondere Tier- und Pflanzengesellschaften sind anzutreffen
Baumgruppe, Baumreihe, Einzelbaum	bestehend aus nur wenigen Einzelgliedern, nur geringe Flächenausdehnung, Strauchzonen fehlen, es sind keine waldähnlichen Standortverhältnisse anzutreffen

handelt sich somit um 'Hofgehölze' im Sinne der in Tab. 2 vorgenommenen Begriffsbestimmung. Die Bestände sind häufig mit Zierrasen oder Gartenpflanzen (z. B. Rhododendron) unterpflanzt, was den Gehölzen einen 'parkähnlichen' Charakter verleiht (Foto 3).

Pappel- und Fichtenbestände haben nur geringen biologischen Wert, auch ,parkähnlich' unterpflanzte Eichengehölze (Foto 3) bie-



Foto 4: Ein als Abstellplatz mißbrauchtes Hofgehölz.

ten wegen ihres fehlenden natürlichen Unterwuchses der Tierwelt kaum Lebensraum. Zudem werden diese Hofgehölze häufig zum Unterstellen von Gerät und Material benutzt (Foto 4), wodurch ihr ökologischer Wert zusätzlich vermindert wird.

Es finden sich aber auch Bestände, die mit einem reichhaltigen, gebüschartigen Unterwuchs versehen sind, in denen zahlreiche Vogelarten Schutz und Nahrung finden.

Die ökologische Funktion, die den Hofgehölzen in erster Linie zukommt, ist jedoch in der Eingrünung der Hofstellen und dem damit verbundenen Wind- und Lärmschutz zu sehen.

Schutzgehölze aus Flurbereinigungsmaßnahmen

Bei verschiedenen Flurbereinigungsmaßnahmen sind in der Vergangenheit Bestände angepflanzt worden, die als Windschutz- oder als Vogelschutzgehölze fungieren sollen. Der tatsächliche ökologische Wert dieser Bestände ist jedoch sehr unterschiedlich zu beurteilen und hängt vor allem von der räumlichen Lage der Anpflanzungen, der Flächengröße und der Bestockung ab.

Eine große Zahl dieser Gehölze ist auf Flächen angelegt worden, die bei Flurbereinigungs- und Straßenbaumaßnahmen 'übriggeblieben' sind, d. h. sie stehen in Weggabelungen oder auf anderen Restflächen. Diese Standorte sind wegen der Beeinträchtigungen

durch die vorbeiführenden Straßen und Wege sehr negativ zu bewerten.

Von entscheidender Bedeutung für die ökologische Wertigkeit ist die Bepflanzung. So sind Pappelbestände, wie sie mancherorts anzutreffen sind, nur von äußerst geringem biologischem Wert, wohingegen standortgerechte, abgestufte und mit reichhaltigem Unterwuchs versehene Gehölze optimal sind. Wenn diese Bestände eine ausreichende Flächengröße aufweisen, abseits der Straßen und Wege liegen und sich ungestört von menschlichen Eingriffen entwickeln konnten, kann es sich um echte Refugien für die Pflanzen- und Tierwelt handeln.

Leider weisen viele dieser Anpflanzungen viel zu geringe Flächenausmaße auf (Foto 1), verfügen statt eines gestuften, gebüschartigen Unterwuchses nur über ausgedehnte Brennesselfluren und werden zudem durch illegal eingebrachten Müll in ihrer ökologischen Funktion beeinträchtigt. Abb. 2 zeigt, in welchem Umfang Abfallmaterialien in solchen Beständen gefunden werden können.

Hegebüsche

Von seiten der örtlichen Hegeringe werden Anstrengungen unternommen dem Wild Zufluchtsstätten in der ansonsten offenen Landschaft zu bieten. Zu diesem Zweck werden mit zum Teil erheblichen Aufwendungen und Mühen sogenannte 'Hegebüsche' angelegt.

Diese Bestrebungen sind grundsätzlich zu begrüßen, doch müssen für den Bereich unmittelbar südlich des Dämmers Einschränkungen gemacht werden.

Jener Bereich, das sogenannte 'Ochsenmoor', ist fast gänzlich gehölzfrei und durch ausgedehntes Grünland charakterisiert. Diese Feuchtwiesen stellen den bevorzugten Brut- und Aufenthaltsraum für die gefährdeten Watvogelarten wie Bekassine, Uferschnepfe, Großer Brachvogel, Rotschenkel dar (vgl. AUGST 1983). Da Watvögel die Nähe von Gehölzen meiden, wirken sich Anpflanzungen in diesem Bereich sehr negativ auf die wiesentypische Vogelwelt aus, weil der Bereich der 'offenen Landschaft', auf den diese Vögel angewiesen sind verkleinert wird. Zudem stocken die Hegebüsche auf den landwirtschaftlich kaum nutzbaren, feuchtesten Standorten, die für die Watvögel von besonderer Bedeutung sind. Im Sinne des Vogelschutzes wäre es sinnvoll, diesen Bereich auch weiterhin gehölzfrei zu halten und den feuchten und extensiv bewirtschafteten Grünlandbereich zu schützen. Die-

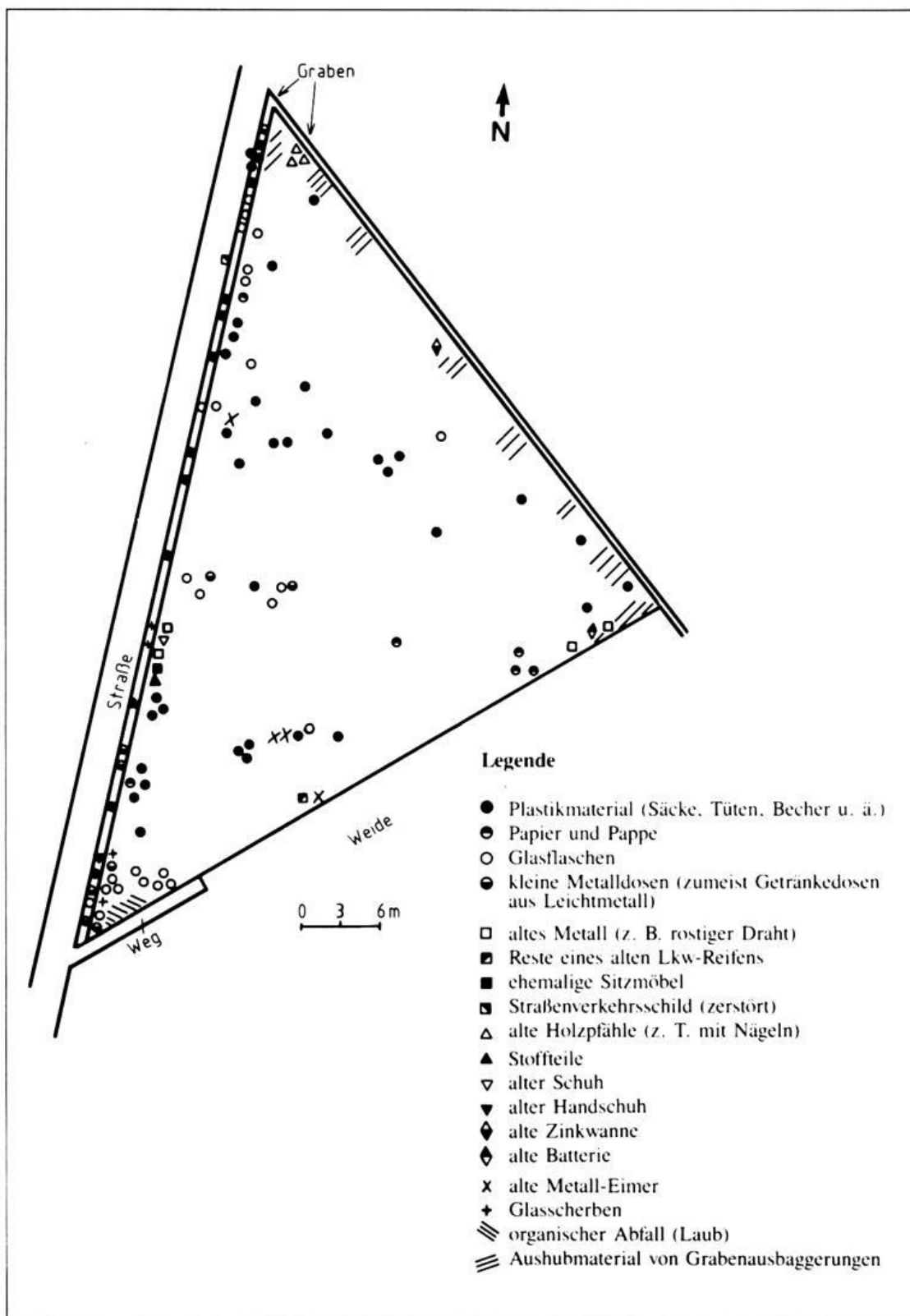


Abb. 2: Müllablagerung in einem kleinen Schutzgehölz.

ser Bereich sollte als Vorrangzone für den Schutz der Watvögel ausgewiesen werden, Hegebüsch für das Wild haben hier keinen Platz. Derartige Hegemaßnahmen sind z. B. auf den mit Birkengehölzen durchsetzten Bereich des Kemphauser und Rüschorfer Moores zu verlagern. An diesem Beispiel wird deutlich, daß Anpflanzungen und Aufforstungen nicht in jedem Fall positiv zu bewerten sind, sondern in Einzelfällen den ökologischen Wert einer Landschaft vermindern können. Ein sorgfältiges Abwägen der einander entgegengesetzten Interessen ist notwendig.

Kiefernbestände auf Flugsand

In den Randbereichen der Dämmerniederung, an den Dammer Bergen, nördlich des Stemweder Berges (bei Brockum und Quernheim) und im Bereich von Wetschen haben sich große Flugsanddecken abgelagert, die heute zumeist mit Kiefern bestockt sind. Diese Bepflanzungen wurden schon in früheren Zeiten vorgenommen, um ein Verwehen der Flugsanddecken bzw. ein Wandern der Dünen zu verhindern. Auch heute noch ist der ökologische Wert dieser Bestände vor allem in dem Schutz vor Bodenverwehungen zu sehen (Foto 5).

Die monotone Kiefernbestockung bietet allerdings wenig Anreiz für das Auge des Betrachters und mindert den Erholungswert dieser Bestände, wie auch der biologische Wert dieser Nadelgehölze nur gering anzusetzen ist.

Die schrittweise Überführung der Kiefernmonokulturen in Eichen-Birkenbestände ist anzustreben, da letztere der natürlichen Bestockung entsprechen. Der Erholungswert und die biologische Vielfalt würden dadurch erheblich gesteigert.

Einzelformen

Neben den zuvor beschriebenen markanten ökologischen 'Typen' lassen sich Einzelformen beschreiben, deren ökologische Beurteilung je nach Bestand sehr unterschiedlich ausfallen kann. Es ist jedoch festzuhalten, daß die ökologische Vielfalt der Gehölze umso größer ist, je länger die Bestände sich selbst überlassen waren und nicht durch menschliche Eingriffe umgestaltet wurden. Ein solches Beispiel soll kurz angeführt werden.

Im Bereich der Samtgemeinde 'Altes Amt Lemförde' befindet sich in Mecklinge ein alter Sandstich, aus dem in früherer Zeit Sand entnommen wurde. Diese Nutzung erfolgte jedoch nur sporadisch und kleinräumig, so daß von einem geregelten Sandabbau nicht



Foto 5: Teilweise entwaldete Streifendüne bei Brockum.

gesprochen werden kann. So entstanden einerseits zahlreiche Vertiefungen und Mulden, andererseits Horste von nicht abgegrabenem Sand mit Steilkanten.

Von ein paar alten Kiefern abgesehen, die offenbar vor längerer Zeit zum Schutz vor Bodenverwehungen angepflanzt wurden, hat sich dieser Bereich in den letzten Jahrzehnten selbständig bewaldet. Dadurch ist eine vielfältige auch buschartige Vegetation entstanden, die kleinräumig mit nicht bewaldeten Flächen wechselt (Foto 6).

Aufgrund seiner Vielgestaltigkeit ist dieser Bereich ornithologisch von höchstem Wert.

Auch Amphibien profitieren von den unterschiedlichen Standortbedingungen. Die durch den Sandabbau entstandenen Vertiefungen sind die meiste Zeit des Jahres mit Wasser gefüllt und werden von Lurchen als Laichbiotope genutzt (Foto 7).

Ablagerungen von Müll und illegale Sandabgrabungen durch Privatpersonen beeinträchtigen und gefährden den ökologischen Wert dieses Gebietes. Der heutige Eigentümer, die Samtgemeinde ‚Altes Amt Lemförde‘, sollte Maßnahmen ergreifen, um diese Beeinträchtigungen zu unterbinden und diesen ökologisch äußerst wertvollen Bereich zu erhalten.



Foto 6: Fläche mit kleinräumig wechselnden Standortbedingungen.



Foto 7: Laichbiotop für Lurche.

Was sollte getan werden?

Kleine Bestände wie Kleinstwälder und Gehölze haben im Verhältnis zu ihrer Fläche lange Waldränder. Diesen sollte besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, weil sie von hohem ökologischem Wert sind, da es sich um den Grenzbereich zwischen zwei verschiedenen Gemeinschaften (Wald und Feld) handelt. Diese 'Saumbiotope' oder 'Ökotone' (vgl. TISCHLER 1975, S. 79; ODUM 1980, Bd. 1, S. 246-248) sind in vielen Gehölzen in der Dümmerniederung nur unvollständig ausgebildet. Es fehlen besonders Gebüsche, die die Bestände nach außen hin abschließen und das Bestandsinnere vor Einblicken schützen. Durch entsprechende Randbepflanzungen könnte der ökologische Wert vieler Kleinstwälder und Gehölze erheblich gesteigert werden, doch dürften für solche Maßnahmen nur einheimische und standortgerechte Pflanzen Verwendung finden.

Die Ausweisung der Dünengebiete als Landschaftsschutzgebiete ist eine weitere Maßnahme, die — wo es noch nicht geschehen ist — behördlicherseits durchgeführt werden sollte, was besonders für die langgestreckten Streifendünen bei Quernheim und Brockum gilt. Die Vegetationsbedeckung der Dünen und Flugsanddecken ist unbedingt zu erhalten, doch sollte die allmähliche Umwandlung der Kiefernmonokulturen zugunsten eines Eichen-Birken-Mischwaldes gefördert werden.

In den bereits vorhandenen Beständen sollten auch *alte* Eichen und Birken stehenbleiben, da sie sich positiv auf die Faunenvielfalt auswirken (vgl. HEYDEMANN 1982, S. 942).

Die vorhandenen Gehölze dürfen auch nicht länger als Abladeplatz für Müll mißbraucht werden. Hier ist jeder Einzelne aufgerufen, mit unserer Landschaft pfleglich umzugehen.

Dringend vonnöten für die gesamte Dümmerniederung ist ein umfassendes regionales Raumordnungskonzept, das die verschiedenen Nutzungsinteressen wie Landwirtschaft, Fremdenverkehr, Vogelschutz usw. gegeneinander abwägt und auch die jeweils angemessenen Teilbereiche in der Dümmerniederung konzentriert. In dem anzustrebenden Raumordnungskonzept werden auch die Verbreitung, Struktur und ökologischen Funktionen der Kleinstwälder und Gehölze zu berücksichtigen sein. Ein erster kleiner Baustein zu ihrer Beurteilung sollte mit diesem Beitrag geleistet werden.

Literatur

- Augst, H.-J.: Die Bedeutung und Entwicklung des Dümmers als Lebensraum für Brut- und Gastvögel. (= Naturschutz und Landschaftspflege in Niedersachsen, Beiheft 7). Hannover 1983.
- Heydemann, B.: Der Einfluß der Waldbewirtschaftung auf die Waldökosysteme aus zoologischer Sicht.
In: Schriftenreihe Deutscher Rat für Landespflege, H. 10, 1982, S. 926-944.
- Klohn, W.: Verbreitung, Struktur und Funktion der Kleinstwälder und Gehölze in der Dümmerniederung und ihren Randbereichen — eine forstgeographische Untersuchung. (= Vechtaer Arbeiten zur Geographie und Regionalwissenschaft Bd. 3). Vechta 1986.
- Niedersächsisches Forstplanungsamt (Hrsg.): Grundlagen zur Forstwirtschaft im Landkreis Diepholz. Wolfenbüttel 1982.
- Odum, E. P.: Grundlagen der Ökologie. 2 Bde. Stuttgart 1980.
- Statistik Niedersachsen Bd. 363. Hannover 1982.
- Tischler, W.: Ökologie. (= Wörterbücher der Biologie). Stuttgart 1975.

Berichtigung

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1986
„Der Graureiher“ von Joseph Bullermann, Seite 283-289.

Im Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1986 beschreibt Joseph Bullermann den Graureiher und sein Vorkommen im Nordwesten. In diesem Aufsatz wird erwähnt, „daß 10 Kormoranpaare seit 1985 ganz spektakulär auf einer Insel der Thülsfelder Talsperre brüten“. Diese Feststellung wurde vom Unterzeichner im Aufsatz von Joseph Bullermann ergänzt, da bei einer ornithologischen Führung an der Thülsfelder Talsperre der Brutverdacht geäußert worden ist. Richtig ist, daß sich Kormoranpaare auf der Insel in Höhe des Hotel Seeblick über den Sommer 1985 aufgehalten haben.

Antonius Bösterling

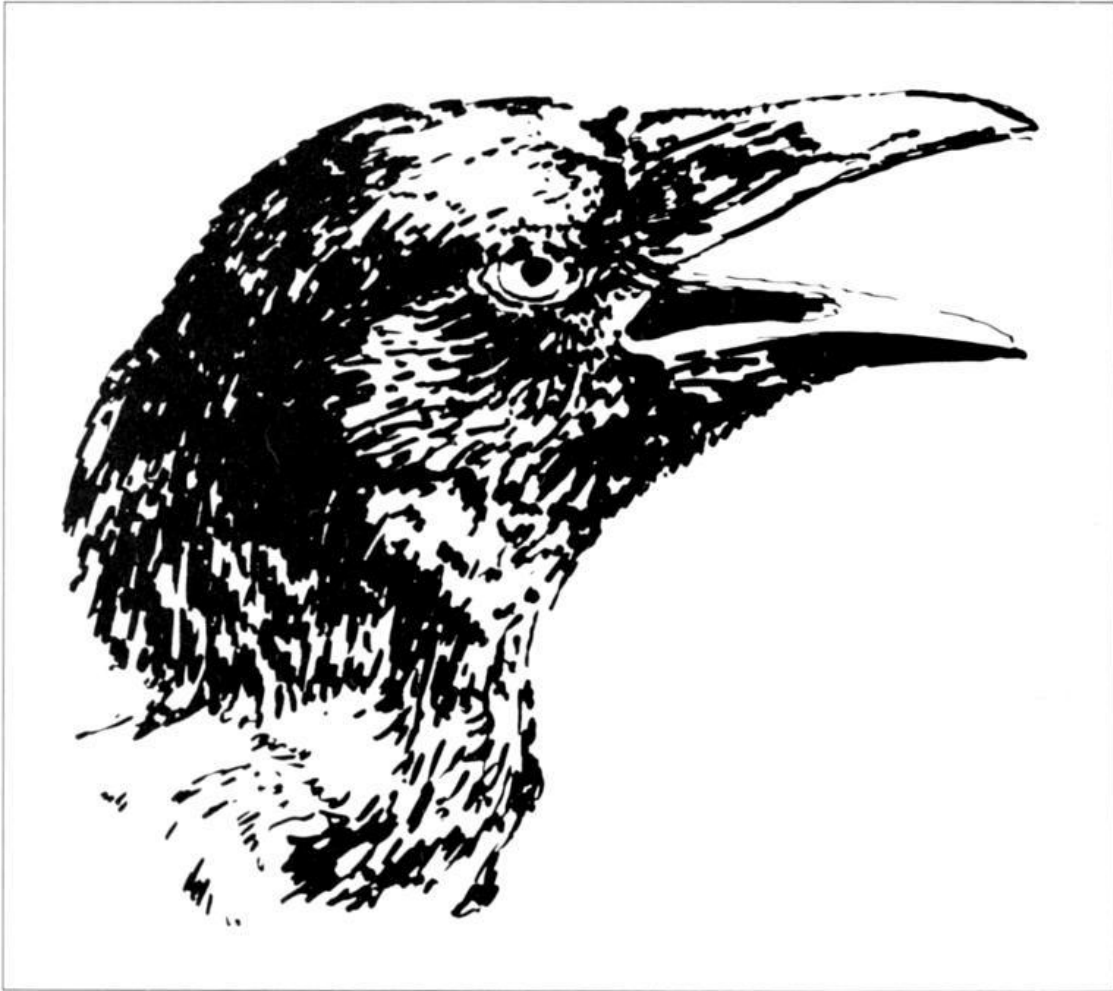
Josef Hürkamp

Die Saatkrähe

Vogel des Jahres 1986

Zum „Vogel des Jahres 1986“ hat der Deutsche Bund für Vogelschutz (DBV) die Saatkrähe (*Corvus frugilegus*) gewählt. Den Laien mag es verwundern, warum gerade einer Krähe diese Ehre zuteil wird, da der DBV dieses Prädikat sonst nur Arten verleiht, die vom Aussterben bedroht sind, man aber hierzulande vor allem im Herbst und Winter ganze Schwärme von Saatkrähen beobachten kann. Der Schein freilich trügt. Aus dem Osten kommend, ist der in Kolonien brütende Rabenvogel in der Bundesrepublik meist nur noch kurz zu Gast. Nistplätze, die bis zu mehrere hundert Nester umfassen können, sind bei uns selten geworden und nehmen immer mehr ab. Der Mensch verfolgt die Saatkrähe von jeher mit Pulver und Blei, Falle und Gift, weil er sie für schädlich hält. Tatsächlich ist sie von den drei Krähenarten in unserer Region die harmloseste. Während Raben- und Nebelkrähe, die westlich und östlich der Elbe als Einzelbrüter vorkommen, auch mittelgroße und große Vögel in freier Wildbahn und gelegentlich auch mal Futter aus menschlichem Besitz greifen, beläßt es die Saatkrähe bei Kleinvögeln, die dabei noch weniger als zehn Prozent ihrer Beute ausmachen. Sie ernährt sich hauptsächlich von Engerlingen, Drahtwürmern, Maden, Raupen, Schnecken, Würmern und Mäusen. Dadurch bedeuten Saatkrähen für die Landwirtschaft eher einen Segen als eine Plage. Sie sind deshalb heute in hohem Grade schutzwürdig und schutzbedürftig.

In Scharrel ist eine der größten Saatkrähenkolonien Norddeutschlands. Auf dem ehemaligen Abbaugelände der Ziegelei und des Torfwerkes Brinkmann liegt das alte Villengrundstück, mit Eichen, Birken und Kiefern bestanden. Dieses 4,5 ha große Grundstück ist nunmehr als Naturschutzgebiet geschützt; die Horstkolonie besitzt hier eine Größe von mehr als 300 Horsten. Jürgen Harms beschreibt im Jahrbuch 1982 die Entwicklung dieser Saatkrähenkolonie. In der Bundesrepublik brüten etwa 12000 Paare, (vor 50 Jahren noch über 100000 Paare) die trotz des Jagdverbotes alarmierend zurückgehen. Verantwortlich hierfür ist immer noch



Die Saatkrähe ist der „Vogel des Jahres 1986“. Der bestandsbedrohte „Nutz“-Vogel wird häufig verwechselt. Die Saatkrähe hat einen kahlen Schnabelansatz; lediglich Jungvögel sind am Schnabel noch voll befiedert — diese könnte man somit verwechseln. Die Saatkrähe hat als unverwechselbares Merkmal einen weißen Fleck am Schnabel, der bei den verwandten Rabenkrähen, Dohlen und Kolkraben nicht vorhanden ist. Es handelt sich um eine nackte, weißlich-graue Haut um den Schnabel. Die Saatkrähe ist schwarz wie die Rabenkrähe, schillert aber lebhafter violettblau als diese.

Zeichnung Toni Bösterling

die Verfolgung eines „Schädlings“. Viele Saatkrähen vergiften sich bei der Nahrungsaufnahme auf Mülldeponien, oder der Jungnachwuchs leidet an Nässe und Halskrankheiten. Im Oldenburger Land wurden im Jahre 1985 folgende Brutpaare gezählt: Elsfleth 7 Paare, Wilhelmshaven 18 Paare, Sanderbusch 150 Paare, Altdorf/Wesermarsch 156 Paare und Scharrel 559 Paare.

Die Geschichte über das Saatkrähenpaar Krax und Krox macht die Lebensweise deutlich:

„Der Winter steht vor der Tür. Wenn wir jetzt draußen durch die Natur gehen, stellen wir fest, daß uns die meisten Vögel verlassen haben und in den Süden gezogen sind. Dagegen können wir die gefiederten Freunde aus dem Osten begrüßen. Sie beenden bei uns ihre Reise und verbringen hier den Winter. Ich denke da nur an meine Freunde, die ich jedes Jahr am Futterhaus sehen kann, so z. B. die farbenprächtigen Bergfinken, die Grünlinge, Zeisige usw. Um aber einen besonderen Gast zu sehen, muß ich schon durch die verschneiten Felder und Fluren gehen. Dort halten sich jetzt nämlich Scharen von schwarzen Vögeln auf. Es sind Saatkrähen.

Seit November sind Krax und Kox, unser Saatkrähenpaar aus Rußland auch wieder da. Zusammen mit fast tausend ihrer Artgenossen sind sie nach langem Flug bei uns angekommen. Wir sollten einmal einen Spaziergang durch die Landschaft unternehmen und dabei auf diese schwarzen Gesellen achten. Ausdauernd scharren sie im Schnee, um etwas Freißbares zu suchen, denn der Schnee erschwert die Futtersuche. Unter dem Schnee, in der Erde, stoßen sie auf Samen, Würmer oder kleine Pflanzenteile. Wenn sie gerade nicht mit Futtersuchen beschäftigt sind, führen sie oftmals eindrucksvolle Flugspiele vor. Mit rauhen, „Krah-krah“-Rufen begrüßen sie einander. Die Rabenkrähen, Dohlen oder der große Kolkrabe bleiben zwar im Winter auch hier, doch schließen sie sich nicht zu so großen Schwärmen zusammen. Wenn es Abend wird, steigt plötzlich die ganze Schar der Saatkrähen in den Himmel auf. Hunderte, ja manchmal Tausende von Flügelpaaren rauschen über die Landschaft hinweg. Krax und Krox und die anderen Saatkrähen machen sich auf den Weg zu ihrem Schlafplatz. Dicht zusammengedrückt schlafen sie in den Wipfeln von Bäumen. Am nächsten Morgen, sobald der Tag anbricht, begeben sie sich erneut auf die Suche nach Futter.

Nach einigen Monaten, wenn sich der Frühling wieder ankündigt, packt Krax und Krox das Reisefieber. Das heißt eigentlich ja Heimweh, denn sie verlassen uns wieder und ziehen mit ihren Artgenossen nach Rußland zurück. Dort suchen sie ihr altes Nest auf und bereiten sich auf die Brut vor — bis auf die wenigen, die bei uns bleiben.“

Erich Wobbe

Der Teichrohrsänger

Es ist Sommerzeit. Die Sonne, die tagelang hinter dunklen Regengewolken verborgen gewesen war, meint es heute wieder gut. Sie scheint intensiv von einem blanken Himmel, über den nur hin und wieder ein paar weiße Wolkenfetzen hinwegziehen. An so einem Tag hält uns nichts in der Stube, und so haben wir eine ausgedehnte Wanderung im Süden der Gemeinde Essen unternommen. Vorbei geht es an teilweise abgeernteten Feldern zum Waldrand. Hier stöbern wir einen Hasen auf, der blitzschnell sein Lager verläßt, einige Haken schlägt und im Dickicht verschwindet. Weiter geht es über saftige Wiesen hin zu einem stillen Gewässer, das hier zwischen saftigen Wiesenflächen und Äckern am Rande eines Althölzes liegt. Ursprünglich war dieser langgezogene und gewundene Weiher ein Teil der Großen Hase; er ist vor einigen Jahrzehnten im Zuge der Flußbegradigung entstanden. Immer wieder war der „Tote Arm“ — wie das Gewässer hier in der Gegend genannt wird — das Ziel unserer Wanderungen, denn stets sind wir von der Mannigfaltigkeit des pulsierenden Lebens fasziniert, das man in Wassernähe, so auch an diesem kleinen und verschilften Teich, antreffen kann.

Auf den Blüten der Pflanzen, die den Weiher umsäumen, taumeln mehrere Falterarten nektarsuchend von Staude zu Staude. Schwebefliegen, Käfer und Kleininsekten schwirren und burren in der lauen Luft hin und her. Einige Libellen durchkreuzen im Schwirflug nahrungssuchend den Luftraum. Zwischendurch landen sie immer wieder auf den langen Schilfblättern, um ein Sonnenbad zu nehmen. Auf einem einzeln stehenden Schilfhalm turnt ein schwarzköpfiger Rohrammerhahn herum, ein Stockentenpärchen und ein schwarzes Teichhühnchen verschwinden beim Nähertreten im Pflanzengewirr, und ein Würgermännchen, das in der Nähe auf einem Weidepfahl gesessen hatte, fliegt aufgeregt davon.

Aber noch eine weitere Vogelart gehört zu den sommerlichen Lebewesen am Teich. Eigens ihretwegen waren wir hierher gekommen, um das Nest, das der Vogel im Frühling im Schilf gebaut hatte, zu



Hasealtwasser im Südkreis Cloppenburg; Brutheimat des Teichrohrsängers.

kontrollieren. Ein eigenartiges, ein wundervolles Nest. Es war zwar nur aus einfachen Stoffen, wie feinen Fasern und Halmen vom Schilf und anderen Wasserpflanzen, errichtet. Aber jedesmal, wenn wir es betrachteten, waren wir beeindruckt von der kunstvollen Bauweise. Der Vogel hatte es nämlich, einem Korb ähnlich, an vier langen Schilfstengeln etwa einen Meter über der Wasseroberfläche befestigt. Es war so geflochten, daß es schien, als seien einige Schilfhalm durch den äußeren Rand des Nestes hindurchgewachsen. Die eigentliche Nestmulde war sehr tief angelegt, so daß weder die Eier noch die Jungen — auch wenn ein starker Wind wehte, der den Rohrwald in ständiger Bewegung hielt — aus dem kleinen Pfahlbaunest herausfallen konnten.

Wir wußten, daß die kleinen Vögel, die uns bei den vorhergegangenen Besuchen stets ihre offenen Schnäbel bettelnd entgegenstreckt hatten, wenn wir ihre Kinderwiese leise berührten, inzwischen längst ausgeflogen waren. Heute wollten wir lediglich feststellen, ob das Nest die starken Regenfälle und die Stürme der vergangenen Tage heil überstanden hatte. Beim Nähertreten an den Standort stellten wir erfreut fest, daß es noch am alten Platz stand und auch von der ursprünglichen Festigkeit kaum etwas eingebüßt hatte. Hier wurde uns wiederum von einem kleinen Vogel der Beweis dafür geliefert, daß die Natur stets, und oft in wunder-

barer Weise, für die Erhaltung ihrer Geschöpfe sorgt. In diesem Falle hatte der hervorragende kleine Baumeister ein festes und warmes Haus gefertigt, instinktiv wissend, das dieses für die Arterhaltung notwendig ist.

Beim Betrachten der Vogelwohnung, die ja nun leer war, wanderten unsere Gedanken zurück zu dem Tag, an dem wir sie entdeckt hatten. An einem schönen Frühlingstag waren wir schon frühmorgens zum Teich gegangen, um nach dem Eisvogel zu schauen, dessen langgezogene Rufzeichen wie hier wiederholt gehört hatten. Aber statt der erwarteten Balzrufe des bunten Königsfischers drang plötzlich eine andere Melodie an unser Ohr. „Zipp-zippzipp-zeck-zeck-zirr-zirr-zerzer“ klang es aus dem dichten Schilfgürtel des Gewässers. Nach kurzer Überlegung wußten wir, daß das nur ein Teichrohrsänger sein konnte, der sich wahrscheinlich diesen Weiher als Brutrevier ausgesucht hatte, und der nun seine Lebensfreude in den hellen Morgen schmetterte. Vergessen war der Eisvogel und die anderen Gefiederten, denn sofort fahndeten wir nach dem Nest des Rohrsängers, das wir nach einer kurzen Suche auch bald fanden. Der kleine Teichrohrsänger — im Volksmund auch Rohrspatz genannt — hatte es gut versteckt in der Mitte des relativ schmalen Schilfgürtels angelegt. Da es von außen nicht zu entdecken war — es verschwand völlig in der Vegetation — war die Gefahr gering, daß es von einem Eichelhäher oder einem sonstigen Eierräuber gefunden wurde.

Da wir gern einen kurzen Blick in die Nestmulde werfen wollten, waren wir gezwungen, ein schmales Sumpfstück, das uns den Weg versperrte, zu überwinden. Nach einigen Mühen wurde auch diese Hürde genommen. Nun hatten wir die Möglichkeit, die interessante Pfahlbauwohnung des Rohrsängers eingehend zu bewundern. Weiterhin bot sich uns hier zum ersten Male die Gelegenheit, die olivbraun gefärbten Eier des Kleinvogels — und zwar gleich fünf — näher anzuschauen. Denn obwohl diese Rohrsängerart in unserem Raum an geeigneten Stellen vorkommt, ist sie nicht als häufig zu bezeichnen. Es fehlen eben jene geeigneten Stellen, die durch die ständig voranschreitende Entwässerung der letzten Jahre immer seltener geworden sind. Und auf verschilfte Gewässer ist der Teichrohrsänger nun einmal angewiesen.

Das in seinem Brutgeschäft gestörte Teichrohrsängerpaar war natürlich mit der Besichtigung seiner Kinderwiege nicht einverstanden. Sie schimpften im wahrsten Sinne wie die Rohrspatzen aus dem Dickicht des Schilfwaldes. Wir richteten uns bald nach ihren Wünschen, wateten durch den Morast zurück und beschlos-



Tief in der Nestmulde liegen die fünf Eier des Teichrohrsängers.



Teichrohrsänger in seinem Reich, dem Schilfwald.

sen, den Brutplatz aus sicherer Entfernung zu beobachten. Vom Nest selbst war aus dieser Perspektive natürlich nichts mehr zu sehen; es war hinter dem grünen Vorhang verschwunden. Aber nach einer Weile ruhigen Ausharrens erschien er im Blickfeld des Fernglases, er, der Herr der Pfahlbauburg. Es war ein kleines, nicht einmal spatzengroßes Vögelchen, das gewandt von einem sich im leisen Wind wiegenden Schilfhalm zum nächsten turnte, aber als es uns ansichtig wurde, schnell in der dichten Vegetation verschwand.

Eine Woche später waren wir wieder am Teich. Jetzt lagen fünf Junge im Nest; die Teichrohrsänger hatten ihre zwölf-tägige Brutzeit also inzwischen beendet. Die Jungvögel mußten schon einige Tage alt sein, denn ihr Federkleid begann bereits zu wachsen. Um nun die Fütterung und die Pflege der Jungen in nächster Nähe beobachten können, bauten wir in dem dichten Gebüsch — gut drei Meter vom Nest entfernt — unser Versteckzelt auf und tarnten es, um die Vögel nicht unnötig zu beunruhigen, mit Zweigen und Schilf.

Der nächste Morgen sah uns zeitig im Versteck. Die Teichrohrsänger hatten sich inzwischen an die ein wenig veränderte Umgebung gewöhnt, denn kaum saßen wir in der Deckung, da kam schon ein Altvogel angefliegen, um den Jungen die mitgebrachte Nahrung in die hungrigen Schnäbel zu stopfen. Unmittelbar darauf, die Kleinen hatten gerade den letzten Bissen verdrückt, kam der Partner mit neuen Leckereien. So mußten wir dieser Vogelsippe bescheinigen, daß sie sehr fürsorglich war. Unentwegt waren die Alten unterwegs, um Kleininsekten, sowie deren Larven und Puppen, die ihre Hauptnahrung bilden, für die Nachkommen zu suchen.



*Fütternder
Teichrohrsänger;
es werden
Insekten und
Raupen gereicht.*

Wenn man bedenkt, daß alle paar Minuten ein Altvogel mit Futter zum Nest kommt, dann kann man sich in etwa ein Bild davon machen, wieviele Insekten allein im Zeitraum eines Tages verzehrt werden. Der anfallende Kot der Jungtiere wird von den Eltern mit Hilfe des Schnabels davongetragen. Ab und zu setzte einer der Altvögel mit der Fütterung aus, hockte sich über die Nestlinge, um diese eine Weile zu hudern (wärmen). Nun hatten wir Muße, den kleinen Teichrohrsänger eingehend zu betrachten. Bemerkenswert an ihm sind vor allem seine lebhaften Augen, der feine und spitze Schnabel sowie die dünnen Zehen, mit denen er an den glatten Schilfhalm Halt findet. Der schlanke Körper ist auf der Oberseite mit einem tarnenden rostbraun-grüngrauen Gefieder bedeckt; auf der Unterseite dagegen ist das Federkleid um einiges heller. Jedoch nun verläßt er wieder das Nest und beteiligt sich weiterhin an der Fütterung.

Etwa in diesem Rhythmus verläuft das Leben einer Teichrohrsängerfamilie, bis nach knapp zweiwöchiger Nistlingszeit die Jungen

*Sauberkeit
herrscht beim
Teichrohrsänger,
denn die
Kotballen
werden
fortgetragen.*

Fotos Wobbe



ihren ersten Ausflug in die große Welt wagen. Sie sind dann keineswegs schon flügge, turnen aber akrobatisch wie ihre Eltern an den Rohrstengeln herum und finden selbst im Sturz noch irgendwie einen Halt. Das Nest ist nun verlassen; es hat seinen Zweck erfüllt.

Noch einige Wochen verbleiben die munteren Teichrohrsänger an ihrem Geburtsort, bis sie eines Tages eine dunkle Stimme daran erinnert, daß sie nun auf die weite Reise zu ihren Winterquartieren, die im tropischen Afrika liegen, gehen müssen. Gegen Ende des Monats September, den unsere Vorfahren bezeichnenderweise den Scheiding nannten, weil zu dieser Zeit viele Tiere sich verabschieden, verlassen sie unsere Breiten. Im nächsten Frühling, zumeist Anfang Mai, kehren sie wieder in ihre Brutheimat zurück. Und wenn wir ein wenig Glück haben, können wir wieder an dem kleinen Weiher das charakteristische Balzlied des Teichrohrsängers hören und uns daran erfreuen.

Die Roßkastanie

Heimischer Blütenbaum im Frühling

Obwohl die Roßkastanie recht verbreitet in unseren Landschaftsformen anzutreffen ist, gehört diese Baumart nicht, wie man vielleicht annehmen könnte, zu den von jeher bei uns vorkommenden Bäumen. Die eigentliche Heimat der Roßkastanie liegt in Asien, und zwar reicht das natürliche Vorkommen vom Himalaya-Gebirge westwärts bis in die Türkei. Von dort aus eroberte sich dieser Baum zur Zeit der Türkenherrschaft zunächst die Balkanhalbinsel, um sich von hier aus nach und nach fast über ganz Europa auszubreiten. Die weite Ausbreitung war wohl deshalb möglich, weil dieser Baum weder frostempfindlich ist, noch große Ansprüche an Licht und Wärme stellt. Er wächst sogar noch im Schatten.

Neben anderen blütentragenden Bäumen wie Obst- und Ziergeholz, gehört die Roßkastanie zu den größten Blütenbäumen unserer Heimat. Ja, man kann vielleicht sogar sagen, daß die Kastanie, die etwa fünfundzwanzig, unter Umständen gar dreißig Meter hoch werden kann, der höchste Baum ist, der sich mit Blüten schmückt. Etwa von Mitte Mai an ist zu beobachten, wie alle Bäume dieser Art zunächst ihre Blätter und dann ihre länglichen Blütenrispen treiben lassen, die aus einer bestimmten Distanz wie Kerzen aussehen. Interessant ist, daß solch ein Blütenstand, der oft weit über hundert Einzelblüten zählt, die rings um den Hauptstiel angeordnet sind, gleichzeitig männliche und weibliche Blüten trägt; sie werden deshalb von den Naturkundlern Zwitterblüten genannt. Auf den Betrachter übt vor allem ein freistehender Kastanienbaum während der Blütezeit einen ganz besonderen Reiz aus, sieht er doch aus einiger Entfernung wie ein riesiger Lichtenbaum aus.

Zwangsläufig zieht so ein mächtiger, mit Blüten geschmückter Baum, der weit in die Landschaft leuchtet, alle Insekten der Umgebung magisch an. Besonders jedoch, und das ist bemerkenswert, sind neben den Honigbienen auffallend viele Hummeln zu beobachten. Nähert man sich einer in voller Blüte stehenden



Die Blütenkerze der Roßkastanie setzt sich aus vielen Einzelblüten zusammen. Blütenbaum im Frühling!

Kastanie, so hört man schon aus einiger Entfernung, jedenfalls an sonnigen und windstillen Tagen, das vielfältige Gesumme dieser emsigen Tierchen, die dort von dem süßen Nektar naschen. Gleichzeitig jedoch übernehmen sie damit die Bestäubung dieser Pflanze. Die kleinen Insekten tragen entscheidend dazu bei, daß sich zum Herbst die braunen Früchte des Kastanienbaumes entwickeln können, die einmal dafür sorgen, daß ihre Art nicht ausstirbt, und die zum anderen auch Nahrung sind für größere Tiere, wie Eichhörnchen, Hirsche und Wildschweine.

In unserer engeren Heimat findet man aufgrund der Standortbedingungen keine größeren und zusammenhängenden Wälder der Roßkastanie. Früher wurden aus Kastanienholz Holzschuhe gemacht und auch Kinderspielzeug hergestellt. Bevorzugt angepflanzt wird die Kastanie als Park- und Alleebaum; gelegentlich auch in größeren Gärten oder als Haus- und Hofbaum; wohl deshalb, weil es eine Freude ist, im Frühling ihre rosaweiße Blütenpracht zu bewundern und zum anderen, weil sie während der Sommerhitze kühlen Schatten spendet. Die Roßkastanie, die ver-

hältnismäßig schnell wächst und keine allzu großen Bodenansprüche stellt, trägt sehr zur Verschönerung und Gestaltung der heimischen Landschaft bei. Da sie jedoch mit der Zeit einen wuchtigen Stamm bildet und eine ausladende Krone entwickelt, eignet sie sich weniger für einen kleinen Garten. Als raumbildender Baum aber kann sie einzeln oder als Gruppe einem Dorf- oder Marktplatz ein besonderes Gepräge verleihen. Sie hat entscheidend dazu beigetragen, die menschlichen Ansiedlungen wohnlich und freundlich zu gestalten.

Neben der erwähnten und bekannten Roßkastanie wächst in Deutschland weiterhin noch die Edel- oder Eßkastanie, die allerdings mehr eine Verwandte unserer Buche ist. Auch sie ist ein Zuzügler. Die Ursprungsheimat dieser Pflanze ist ausschließlich das Mittelmeergebiet. Da sie deshalb wärmere Räume bevorzugt, ist sie infolge des rauen Klimas in unserer norddeutschen Heimat nur selten anzutreffen; in Süddeutschland dagegen ist sie weit verbreitet. Man vermutet, daß die Edelkastanie zusammen mit dem Weinstock vor vielen Jahrhunderten von den Römern nach Deutschland gebracht worden ist.



Gern werden Wegekreuze unter Kastanienbäume gesetzt, wie auf dem Foto in der Gemeinde Essen.

Josef Hürkamp

Frau Holles Strauch

Plädoyer für eine Arznei- und Obstpflanze,
den Schwarzen Holunder

Der Schwarze Holunder (*Sambucus nigra* L.) hat schon im Aussehen etwas Bodenständiges, Robustes, Dominierendes an sich. Bei einer Endhöhe von knapp zehn Metern wirkt der unverwüstliche Strauch schon fast wie ein Baum. Seine gefiederten Blätter erinnern auch eher an einen Nußbaum als an den Flieder, wie er im Volkstümlichen oft genannt wird. Die Gattung Holunder (*Sambucus*) gehört zur Familie der Geißblattgewächse (*Caprifoliaceae*). *Sambucus* ist der Name des Strauches bei den Römern; lat. *niger* = schwarz. Er hat viele volkstümliche Namen: Hollern, Fläerbusk, Fläerholt, Fläerbeer'n, Fledder (Flieder – Fliedertee in vielen mundartlichen Abwandlungen). Natürliche Standorte sind Auenwälder und Flußufer; vielfach ist er aus der Kultur verwildert; darum finden wir ihn öfters in Bauerngärten, in Hecken, Gebüsch und an Waldrändern. Er ist auf Bauernhöfen gar nicht gern gesehen. Wegen seiner Flachwurzelligkeit und des starken Ausschlagvermögens vermehrt er sich rasch. Einen wirksamen Windschutz mit vielfältiger, überwiegend positiver Nebenwirkung auch ökonomischer Art, würden jene Hecken und Gebüschriegel bringen, für die man auf den Holunder kaum verzichten kann.

Unser Schwarzer Holunder ist ein Strauch (Baum) von 7 m Höhe, dann mit meist krummem Stamm und dichter, im Umriß gewöhnlich unregelmäßiger Krone. Die Rinde am Stamm und die bogig überhängenden, älteren Äste sind rissig, dunkel graubraun, die einjährigen Zweige hell graubraun, kantig, glatt, aber mit zahlreichen Rindenporen (Lenticellen) besetzt; die jüngsten anfangs grün, aber alle innen von einem weißen, weichen und sehr weiten Mark erfüllt. Noch vor etwa hundert Jahren wußte man den Holunder zu schätzen. Damals hatte der „Hollerbusk“ eine große ökonomische Bedeutung, nämlich beispielsweise als Lieferant von Drechselholz. Das Mark benötigte man für Elektrifiziermaschinen.



Holunder

Die Knospen sind nur an ihrem Grunde von Schuppen bedeckt. Die gegenständigen Blätter, mit nur oberseits rinnigem Blattstiel, sind unpaarig gefiedert, mit hinfälligen, fädigen Nebenblättern; die Fiederblätter stehen meist zu fünft, fast sitzend, elliptisch, lang zugespitzt und am Rande scharf gesägt, kahl, oberseits dunkel-, unterseits heller grün, das Endblatt größer als die seitlichen. Die stark duftenden Blüten, erst nach dem Laub erscheinend, stehen zu vielen in endständigen, schirmförmigen Trugdolden, die aus fünf sich am Grunde verwachsenen, kahlen Zipfeln aufgebaut sind. Die Blütenkrone, gelblichweiß oder weiß, hat in der Regel fünf am Grunde verwachsene, gleichgroße, radförmig ausgebreitete Zipfel. Die Staubblätter, so viele wie Kronzipfel, erkennen wir mit flach nach außen strahlenden oder schräg aufsteigenden Staubfäden und gelben Staubbeuteln; der Fruchtknoten ist unterständig mit drei sitzenden, kopfigen Narben. Die Bestäubung erfolgt durch pollensammelnde Insekten. Die Frucht ist eine kugelige, reif schwarzviolette, glänzende Beere mit blutrotem Saft und drei bräunlichen, eiförmigen Samen, deren Verbreitung durch Vögel besorgt wird, so auf Mauern, Dächern, Kopfweiden und allen Inseln anzutreffen; der Fruchtstand hängt über mit meist dunkelroten Ästchen.

Die Beeren, im Norden auch Fliederbeeren, im Süden Hollerbeeren genannt, werden seit alters her mit Zucker eingemacht, als Mus oder zu Suppen verwendet; die Blüten sind als „Flores Sambuci“ offizinell. So war der Holunder unseren Vorfahren heilig; Landleute mahnen noch, vor dem Strauch den Hut zu ziehen, darum wurde der Holunder viel in den Bauerngärten auf unseren Höfen gepflanzt. Das wirklich Besondere am Holunder ist die Aufmerksamkeit, die ihm seit wenigen Jahren im Zuge eines vermehrten Gesundheitsverständnisses und ökologischen Denkens zuteil wird. Unsere Altvorderen glaubten an seine magischen Kräfte, und in manchen Gegenden weihten sie ihn der guten Frau Holle. Manchmal liest man, die rohen Früchte des Schwarzen Holunders seien ungenießbar; andere Autoren vertreten die Meinung, dies gelte nur für unreife Früchte — was schon einleuchtender klingt und ein zusätzlicher Beweggrund dafür wäre, nicht irgendeinen Holunder in den Garten zu holen, sondern bei einer Baumschule nach einer der neueren Züchtungen zu fragen, die sich dadurch auszeichnen, daß alle Früchte an einer Dolde zur gleichen Zeit reifen. Übrigens sind die „Dolden“ gar keine solchen, vielmehr handelt es sich um doldenförmige Rispen, „Trugdolden“. Daß die Blüten in Eierteig zu köstlichen Holleküchlein gebacken

werden können, ist allgemein bekannt, hingegen wissen nur wenige, daß man die Beeren neben der Holundersuppe und dem heißen Holundersaft zur späteren Verwendung auch trocknen kann; dabei empfiehlt es sich, die ganzen Dolden aufzuhängen und die Früchte erst nach dem Trocknen abzustreifen. Ein Tee von getrockneten Holunderbeeren wirkt schweißtreibend (wie auch der von den Blüten), löst Magen- und Darmkrämpfe und vertreibt Blähungen — womit die Heilwirkungen des Holunders noch lange nicht erschöpft sind.

Früher hieß der Holunder auch Gemeiner Flieder — im Unterschied zum Spanischen Flieder — und man bereitete aus den Früchten das „Fliedermus“, indem man sie kochte, den Saft auspreßte und zur Stärke eines Sirups einkochte. Aus den Blüten machte man „Fliedermilch“: Die Milch wird mit den Blüten gekocht, abgeseiht, von neuem erhitzt und mit Eigelb abgebunden; das Eiweiß schlägt man zu Schnee, zieht diesen unter die erkaltete Milch und serviert mit Zimt und Zucker.

Außer den genannten Rezepten ergeben sich vielfältige andere Verwendungsmöglichkeiten in der Küche, vom Holunderbeerwein bis zur mannigfaltigen Verwendung als Arznei (in den Standardwerken der Heilkunde füllt der Holunder ganze Seiten), von der Verwendung der schwarzen Beeren zum Färben bis zur schmerzstillenden Wirkung bei Nervenleiden und Unentbehrlichkeit bei Erkältungskrankheiten. Nach einer AID-Verbraucheraufklärung soll man Hollerbeeren nicht roh verzehren; das könnte zu Übelkeit und Erbrechen führen. Beim Erhitzen werden die giftigen Inhaltsstoffe zerstört, so daß die Früchte als Kompott, Saft oder Gelee ohne Bedenken genossen werden können.

Daß der Holunder das Haus und seine Bewohner vor Feuer, Verhexung, Krankheit und anderen Übeln bewahrt, ist seit Jahrtausenden bezeugt — kein Vernünftiger wird daran zweifeln. Und die stets eintreffenden Heere schwarzer Blattläuse können nur den stören, der sich von schwarzen Läusen stören läßt. Wer nach Großmutter's Rezept Teile des Holunders benötigt, wird sich ungleich schwerer tun als vor hundert Jahren. Der Schwarze Holunder ist vielerorts ökonomischen Überlegungen oder Spritzmitteln zum Opfer gefallen.

Während von Mitteleuropa bis Sibirien, von Kanada bis Japan Wälder sterben, weil der Mensch die Belastbarkeit der Umwelt überschätzt hat, während Ulmen, Tannen oder Eiben auszusterben drohen, gibt es einen großen Gewinner: den Schwarzen Holunder.

Selbst dort, wo Fichten bereits totgesäuert sind, harrt der Holunder aus und gewinnt plötzlich Licht und Nährstoffe, die er dringend braucht. Überhaupt meint es der Mensch gut mit diesem Holzgewächs, das vor 3.000 Jahren in der Naturlandschaft fast so selten wie heute Orchideen war. Seit den sechziger Jahren nämlich wird hierzulande jeder Holunder kräftig gedüngt. Jahr für Jahr fallen seither 20 bis 25 Kilogramm Stickstoff je Hektar vom Himmel, ebenfalls ein Ergebnis der Luftverschmutzung. Stickstoff aber ist der wichtigste Nährstoff dieses schnellwachsenden Strauches, der unter den Holzgewächsen das ist, was die Brennessel unter den krautigen Pflanzen darstellt: ein Zeiger besonders nährstoffreicher Standorte. Auch die Kahlschlagwirtschaft des Försters trägt zur Verbreitung des Holunders bei, ebenso die Landwirtschaft durch Nährstoffdrift in Hecken. Die eutrophierten Gewässer werden häufiger als früher von Holunder begleitet, Müllkippen ziehen Holunder magisch an. Nur in den Gärten hat der mit sieben Metern Endhöhe nicht gerade zierliche Holunder an Beliebtheit verloren, und dies ist schade, weil doch kaum ein Gehölz unempfindlicher gegenüber Krankheiten und Schädlingsbefall ist als der „Fliederbusch“, der nebenbei bemerkt, mit dem echten Flieder der Gärten ganz und gar nichts gemein hat. Er wächst in jedem Boden, und zwar so schnell, daß er schon nach ein oder zwei Jahren den Schatten für einen Sitzplatz spendet, während der „Hausbaum“ noch lange nicht so weit ist; man kann ihn auch nach Belieben im Zaum halten, sogar innerhalb einer größeren Hecke. Der Wert des Holunders läßt sich durchaus ökonomisch fassen, selbst wenn man heutzutage sein Holz kaum mehr für Tischler- oder Drechslerarbeiten zu verwenden pflegt und die markreichen Zweige allenfalls noch naturverbundenen Kindern als Bastelzubehör dienen. Wer ab und zu etwas Besonderes aus der Küche bieten möchte, kennt den „Fliederbusch“ sowohl als Blütenlieferant für besondere Kuchen, wie als Quelle für Beerensaft und Beerenmus.

Josef Hürkamp

Mispel und Mistel

In einer Stadtrat-Sitzung in Lohne ging es um die Benennung einer kleinen Straße in „Mispel-Weg“, wobei die Ratskollegen über die Bezeichnungen Mispel und Mistel stritten. Schließlich wurde jedem Bewohner des Mispelweges von der Stadt Lohne ein Strauch für den Vorgarten geschenkt.

Unsere Echte Mispel (*Mespilus germanica* L.) — *Mespilus* = römischer Gattungs-Name der Pflanze; lateinischer Artnamen *germanicus* = deutsch — gehört zur Familie der Rosengewächse; sie ist ein dorniger Strauch von ein bis vier Meter Höhe, in Kultur auch baumförmig, größer und manchmal sogar dornenlos. Die Zweige und Äste sind aschgrau; die jungen anfangs dichtfilzig, später lockerer behaart. Die wechselständigen Blätter stehen an den Zweigenden gedrängt, an kurzen, rauhaarigen Stielen, sind bis 12 cm lang, breit-lanzettlich, vorn kurz zugespitzt, manchmal auch fast stumpf, am Grunde keilförmig bis abgerundet, ganzrandig, auch fast gezähnt; die Oberseite ist trüb grün, nur auf den Nerven schwach behaart, die Unterseite hell graugrün und filzig behaart. Die Nebenblätter sind rundlich bis verkehrt eiförmig mit einer dreieckigen, aufgesetzten, stacheligen Spitze, am Rande von Drüsenhaaren bewimpert. Wegen der herbstlichen Verfärbung des Laubes in Braunrot und Dunkelgelb wird der Strauch gern im Garten gepflanzt. Die Blüten stehen einzeln an den Enden von Kurztrieben; der Kelch mit meist fünf lanzettlichen, lang zugespitzten, ungleich langen und breiten, außen zottig behaarten Zipfeln, die einem fast filzig behaarten, breit becherförmigen Blütenboden aufsitzen. An Kronblättern sind es fünf, Farbe weiß, etwa 12 mm lang, verkehrt ei- bis herzförmig, kurz genagelt. Staubblätter zählt man zwanzig bis dreißig, wenn nicht sogar vierzig, mit weißen Staubfäden und purpurnen Staubbeuteln, die inneren kürzer als die äußeren. Der Fruchtknoten hat fünf in den Blütenboden eingesenkte Fruchtblätter, die fünf Griffel sind entweder ganz frei oder bis zur Mitte verwachsen. Die apfelförmige Scheinfrucht ist 2 - 3 cm lang, zunächst rötlichgelb, dann braun,

mit abgeplattetem, von den sich zusammenneigenden Kelchzipfeln gekröntem Scheitel, behaart, im Inneren mit den fünf steinartig verhärteten, ein- oder zweisamigen Fruchtblättern; das Fruchtfleisch ist anfänglich hart, später teigig und genießbar. Die Früchte werden als Mispeltüten oder Wispeltüten bezeichnet.

Die Heimat unserer Mispel ist in Süd- und Südosteuropa bis nach Vorderasien. Über Griechenland („mespilon“ wegen der steinharten Fruchtkerne) gelangte sie nach Italien und von dort wurde sie von den Römern auch an uns weitergereicht, wo sie bis in das 18./19. Jahrhundert als Obst gezogen wurde. Diese Nutzung ist auch in Frankreich, jenem Lande, das bekanntlich für solche Zucht-Vielfalt bekannt ist, heute nicht mehr üblich. Somit tritt sie bei uns, da sie als Frucht- und Zierbaum kultiviert wurde, in Hecken und Gebüsch in Bauerngärten und auf Bauernhöfen verwildert auf. Naturheilkundler wiesen im 15. Jahrhundert auf die magenstärkende Wirkung der Frucht hin. Den Blättern schrieb man dereinst eine blutstillende Wirkung zu. Für unser rauhes norddeutsches Klima ist sie nicht optimal geeignet; sie liebt lichte trockene Gebüsche, wärmere Lagen, geschützte, windarme Gärten und nicht zu strenge Winter.

Der andere Strauch, die Weiße **Mistel** (*Viscum album*; *Viscum* ist der lateinische Name der Pflanze, wie auch des Vogelleimes, der früher aus den Früchten bereitet wurde; *albus* = weiß, wegen der Farbe der Früchte), hat viele volkstümliche Namen (Baumkraut, Zupp, Hexenkraut, Krähenschleim, Gutheil, Winne usw.). Sie gehört zur Familie der Mistelgewächse (*Loranthaceae*) mit mehr als tausend Arten, auf anderen Pflanzen wachsende und schmarotzende Sträucher, darunter etwa achtzig Arten der Mistel, die meisten in Afrika. Bei uns ist nur die Weiße Mistel bekannt, ein immergrüner, bis 1 m hoher, im ganzen mehr oder weniger kugelig-er Strauch mit gabelig verzweigten, gelbgrünen bis grünbraunen, an den Verzweigungstellen knotig verdickten Ästen, Laubblätter bleichgrün, an den Enden der Gabeläste gegenständig, ungestielt, lanzettlich oder spatelförmig, ganzrandig, dick, ledrig, kahl, mit undeutlichen Nerven. Die Blüten sind sehr unscheinbar, gelbgrün, männliche und weibliche auf verschiedene Pflanzen verteilt (zweihäusig), als Knospen bereits im Vorjahr angelegt und im Frühjahr voll entwickelt, zu mehreren in kleinen Trugdolden. Die männlichen Blüten haben vier am Grunde verbundene Hüllblättchen, mit deren Innenseite jeweils ein Staubbeutel verwachsen ist, während die drei oder vier Hüllzipfel der weiblichen Blüte einem einfachen Fruchtknoten aufsitzen. Die Bestäubung



der polsterförmigen Narbe wird durch Fliegen bewirkt. Die Frucht ist eine kugelige, etwa erbsengroße, im Winter reife, glänzendweiße Scheinbeere mit weißlichem, zähklebrigem Fleisch. Sie wird von Vögeln gefressen, wobei die Samen verbreitet werden. Ihre Keimung erfolgt nur auf zusagendem Wirtsbaum, wobei die Keimwurzel zunächst eine flache Haftscheibe entwickelt und aus dieser eine bis zum Holz des Wirtes vordringende Saugwurzel (Senker, Haustorium). In die Rinde vordringende Nebenwurzeln bilden neue Saugwurzeln, auch können aus ihnen neue Pflanzen entstehen. Sie entnehmen dem Wirt das Wasser mit den darin gelösten Nährsalzen. Da aber die grünen Blätter zusätz-

Mistel



lich assimilieren, ist die Mistel ein „Halbschmarotzer“. Biologisch pflegt man mehrere Rassen wegen Bevorzugung bestimmter Baumarten zu unterscheiden. Bei uns kommt fast nur die „Laubholz-Mistel“ auf einer Reihe von Arten mit weichem Holz vor, so Pappel, Ahorn, Birke, Hasel, Eberesche und vor allem Apfelbaum. Die Mistel ist schon aus botanischer Sicht keine alltägliche Pflanze, beachtenswert sind Mythos und Wirklichkeit dieses Halbschmarotzers. Der einst häufige, inzwischen recht selten gewordene Halbschmarotzer ist vor Jahrmillionen in die Luft gegangen und hat auf diversen Bäumen Platz genommen, wo er vor allem im Winter, zu Zeiten fehlender Belaubung, als „Hexen-

besen“ gut wahrgenommen werden kann. Die Mistel ist nämlich anders als ihre Wirtspflanzen wintergrün und somit übrigens von daher der ideale Weihnachtsschmuck, zumal die streng symmetrische Wuchsweise an sich schon bestechend ist.

Die Lebensgeschichte der Mistel beginnt im Vogeldarm, vorzugsweise in dem der Misteldrossel. Der in der durchscheinenden Beere sitzende Samen ist nur dann keimfähig, wenn er den Verdauungskanal eines Vogels passiert hat. Auf diese Weise ist sichergestellt, daß er mitsamt einem Kothäufchen auf der zukünftigen Wirtspflanze angesetzt wird. Im Verlauf mehrerer Jahre entwickeln sich kleine Pflanzen, die, was Wasser und Nährstoffe anbelangt, ausgesorgt haben. Statt der sonst üblichen Wurzeln bildet die Mistel kleine Absenker, die in das Geäst des Wirtsbaumes eindringen und dort den Saftstrom anzapfen.

Den Germanen galt die Mistel als kultisches Symbol und mancherlei Bräuche waren mit ihr verknüpft. Sie ist die mythische Pflanze überhaupt, selbst wenn man einmal von ihrer Bedeutung als Weihnachtsbaum in England absieht. Die Geschichte ist voll von Zeugnissen darüber, daß Mistelzweige einst von Priestern mit goldenen Sichel vom Baum geholt wurden, um neben magischer auch medizinische Funktion zu erfüllen. Neuerdings wird der medizinische Wert der Pflanze wieder groß herausgestellt. Als belegt gilt inzwischen, daß die Zauberpflanze der Kelten und Germanen Beschwerden lindert, die durch Arterienverkalkung hervorgerufen werden, daß schwerpunktmäßig die Durchblutung gefördert und das Nervensystem positiv beeinflußt wird.

Die Mistel war unseren Vorfahren heilig, z. B. auch als Speerschaft Thors, diente als Schmuck zur Wintersonnenwende, kommt jetzt aber nur noch in Süd-, Mittel- und Nordost-Deutschland bis an eine Linie Hamburg - Osnabrück - Münster - Wesel vor. Der Befall bringt die Wirtspflanze zwar kaum zum Erliegen, kann aber das Holz für gewerbliche Zwecke unbrauchbar machen. Der Schleim der Früchte, ebenso Blätter und junge Zweige gelten seit alter Zeit als Heilmittel gegen viele innere und äußere Krankheiten. Die Herstellung von Vogelleim zum Fangen der Singvögel gehört der Vergangenheit an.

Otto Dörner

Rolf Dieter Brinkmann

Der Dichter aus Vechta im Spannungsfeld
von literarischer Moderne und Postmoderne



Am 23. April 1975 hatte ein bis dahin in Schriftstellerkreisen bereits viel diskutierter, als unbequemer Außenseiter geltender, aber in der breiten Öffentlichkeit noch wenig bekannter Gegenwartsautor im Londoner Goethe-Institut gesprochen, nachdem er wenige Tage zuvor auf einer Veranstaltung des Poetry Festivals in